

Buchholz, 6. März. Der gegenwärtig hier stattfindende Um- und Erweiterungsbau des alterthümlichen Rathhauses veranlaßt zu einem Rückblick, der auch für weitere Kreise interessant sein dürfte. Das Gebäude erhebt sich auf den Ueberresten des ehemaligen Kurfürstenhauses. Dieses wurde im Jahre 1507 erbaut und diente als Wohnung für die Kurfürsten (Gründer der Stadt ist Kurfürst Friedrich der Weise), wenn diese das junge Gemeinwesen, früher Katharinenberg im Buchenholze geheißenen, besuchten. Dieses Kurfürstenhaus war ansehnlich und wohlangelegt. Im Hintergebäude desselben befand sich die kurfürstliche Münze, die der benachbarten Münzstätte den Namen gab. Mitte des 16. Jahrhunderts brannte letztere ab und die Wertstätte wurde hierauf in das Vordergebäude verlegt, bis sie mit dem gesamten Pergament Buchholz einige Jahre später nach Annaberg übersiedelte. Das Kurfürstenhaus aber wurde im 17. Jahrhundert seines Schieferdaches beraubt, um mit demselben das Wolkensteiner Schloß zu decken. Später wurde das ziemlich verfallene Haus zum Rathhause erneuert, doch im Laufe des 18. Jahrhunderts wieder verlassen. Endlich, am 8. Mai 1799, stürzte das ehemalige Kurfürstenhaus, das mit dem kurfürstlichen Wappen in großer Figur über den Eingange geziert war, in Trümmer, und erst im Jahre 1841 machten die Ruinen desselben dem jetzigen Rathhause Platz, das im Herbst dieses Jahres sich nun in neuem Kleide zeigen und bedeutend vergrößert wird. Seit der Belehnung durch Kurfürst Friedrich den Weisen mit Stadtrechten besitzt unsere Gemeinde das vierte Rathhaus. Im nächsten Jahre begeht Buchholz das 400jährige Jubiläum seiner Erhebung zur Stadt und wird, wie bereits bemerkt, ihrem Gründer auf dem Marktplatz ein Denkmal errichten, für welches das königliche Ministerium des Innern nach Gehör des akademischen Rathes der königlichen Kunstakademie zu Dresden die überlebensgroße Bronzestatue aus Mitteln des sächsischen Kunstfonds in dankenswerther Weise bewilligt hat.

Jschopau, 8. März. Die unglückliche Wendung, die das Kriegsglück für die wackeren Buren genommen hat, hat wohl jeden Freund des Kleinen, aber so tapfer um seine Existenz ringenden Volkes mit Bedauern erfüllt. Aber erst in der Noth zeigen sich ja bekanntlich die wahren Freunde. Und daß es den Buren nicht an solchen mangelt, dafür ist hier einmal wieder der Beweis geliefert. In dem „Wochenblatt für Jschopau und Umgegend“ lesen wir nämlich einen Bericht über eine Versammlung, die sich nichts mehr und nichts weniger zum Ziele gestreckt hatte, als den Frieden zwischen den beiden Krieg führenden Parteien herbeizuführen — eine Aufgabe, der sich bisher nicht einmal die Diplomatie unserer Großmächte gewachsen gezeigt hat. Dem genannten Blatte zufolge beschloß man mit allen gegen 3 Stimmen eine Petition an den Reichstag abzugeben, in der um Einleitung von Schritten zur Herbeiführung des Friedens gebeten werden soll. Andere Anträge, die sich auf derartige Gesuche an den Kaiser oder die Reichsregierung bezogen, fanden keine Mehrheit. — Es wäre ja recht hübsch, bemerkt hierzu das „Chemn. Tgl.“, wenn unsere braven Jschopauer sich rühmen könnten, die gesammte europäische Diplomatie in Bewegung gesetzt zu haben, nur wegen wir einige leichte Zweifel, ob der Reichstag den gleichen kühnen frischen Wagemuth besitzen wird, wie die hiesigen Herren.

Dem „Chemn. Tgl.“ wird geschrieben: Ueber die sächsische Finanzlage sind vielfach recht optimistische Ansichten verbreitet, die ein Herantreten mit Anforderungen an Regierung und Stände bewirken, deren Berücksichtigung geradezu unnötige Summen erfordern würde. Wenn solche Gesuche abgelehnt werden oder die eingereichten Petitionen auf sich beruhen bleiben, ist man nur zögern damit bei der Hand, von dem Uebelwollen der ausschlaggebenden Stellen zu sprechen. Davon kann aber allwege nirgend die Rede sein, sondern jedesmal liegt der Grund für die Nichtbeachtung eingereicherter Petitionen um Geld kostende Anlagen im Mangel verfügbarer Mittel. Der sächsische Staat erfreut sich, das kann man mit Recht behaupten, einer durchaus gesunden Finanzwirtschaft, sodaß seine Papiere zu den gesuchten und solidesten Werthen gehören, die überhaupt existiren. Dies hindert natürlich nicht, daß seine Kasse nicht zeitweise Bedürfnisse zu bestreiten hätte, für welche die regelmäßigen Einnahmen nicht ausreichen, da müssen dann andere Hilfsquellen erschlossen werden. Auch in der gegenwärtigen Finanzperiode ist dies der Fall, damit muß unbedingt gerechnet werden. Nach der Schätzung Eingewählter sind zur Deckung unabweisbarer Staatsbedürfnisse Summen in Aussicht zu nehmen, welche die jetzigen Steuererträge bei Weitem übersteigen. Wenn die organische Reform der direkten Steuern aber nicht durchgeführt wird, so wird nichts übrig bleiben, als auf dem Wege eines allgemeinen Steuerzuschlages den Fehlbetrag aufzubringen. Dabei handelt es sich aber nicht nur um einen Aufschlag von 10 Prozent, sondern es steht zu befürchten, daß man werde weit höher, vielleicht sogar bis zu 50 Prozent gehen müssen, wobei noch nicht einmal die Wohnungsvergütung für die Beamten in Rechnung gezogen sind. Ohne schwarz malen zu wollen, dürfte es an der Zeit sein, auf die thätigste Lage aufmerksam zu machen, denn nachgerade ist es zur Gewohnheit geworden, dem Staate bei jeder Gelegenheit neue Opfer aufzubürden, ohne darnach zu fragen, woher die Mittel genommen werden sollen, diese Wünsche zu befriedigen. Je eher man von dieser Gewohnheit zurückkommt, je besser wird es sein, Enttäuschungen werden jedenfalls nicht erspart bleiben.

Vor hundert Jahren.

13. März.

(Nachdruck verboten.)

Schuy des inländischen Fabrikates. Ein Publikandum der preuss. Regierung verfiel unter obigem Datum „mit Rücksicht auf die Vollkommenheit der inländischen Baumwollen- und Seidenfabrikation, daß solche seine und weisse baumwollene Zeuge, sowohl glatte als brodirte, wovon eine Quadrat-Elle ein Loth und weniger wiegt, dergl. diejenigen feinen weissen gestrichten baumwollenen Zeuge, wovon das Gewicht der Quadrat-Elle nicht über ein und dreiviertel Loth beträgt, fernerehin aus der Fremde eingelassen werden, dagegen aber der Eingang aller übrigen Gattungen fremder baumwollener Waaren, dergleichen aller Sorten seidener und halbsidener Waaren, mit Inbegriff der seidnen und halbsidener Strümpfe, Handschuhe und Bänder aller Art zum Verbrauch im Lande in sämtlichen Provinzen diesseits der Weser mit Einschluß von Preußen, Schlesien, Westfalen, Ost-, West-, Rhein- und Südrheinprovinzen gänzlich verboten sein soll.“ Von den zur Einfuhr erlaubten Waaren, soll die Elle glattes Zeug nicht unter 2 Thaler, die Elle gestrichtes Zeug mit 3 Thalern veräußert werden. Der Eingang fremder baumwollener Strümpfe, Hüllen und Handschuhe wird mit 20 Proc. des Werthes (!) versteuert. — Wenn schon, denn schon.

14. März.

Am 14. März 1800 wurde der Graf Cardinal Chiaramonti, Bischof von Imola nach einem 13 Monate dauernden Exil in Venedig zum Papst gewählt; er nannte sich Pius VII. Die Wahl geschah fast einstimmig, nachdem anfänglich gerade an diesem Bewerber kaum jemand gedacht hatte. Es heißt von ihm in der Weise von hundert Jahren: „man schätzte ihn als einen billigen, thätigen, bescheidenen Mann und als einen Vater der Armen.“ Von diesem Urtheil ist der zweite Theil richtig getrennt; nach Beendigung der Napoleonischen Kriege, waltete er im Kirchenstaate milde, nachgiebig, wohlthätig und kunst u. Wissenschaft fördernd, wie er denn auch während seiner Unterdrückung und Gefangenschaft durch Napoleon stets eine würdige und standhafte Haltung bewies. Dagegen war er auf kirchlichen Gebieten nicht weniger als bewußt, wie die Wiederherstellung des Jesuitenordens und der Inquisition bewies.

Südafrikanischer Brief.

Von einem lapländischen Spezialcorrespondenten.

(Nachdruck verboten.)

Wort Mars ist mit seinen ehernen Füßen durch die fruchtbaren Gefilde Südafrikas gestampft. Er hat die Ernte vernichtet und sein dampfendes Schlachtopfer an den äppigen Wohlstand dreier reicher Länder gelegt, an Transvaal, Oranjestaat und Kapland. Die Zahl der durch den Krieg ruinirten Existenzen mehrer sich täglich in ganz erschreckender Weise, Bergleute, Industriearbeiter und Kleinhändler sind brodelnd und stuchen denen, die die Kriegesfüren entfesselt haben. Ganz Südafrika, Kapland mit inbegriffen, liegt furchtbar darnieder. Die Lebensmittel sind auf eine Höhe geschraubt, die nur ein geringer Bruchtheil der Wohlhabenden noch erschwingen kann. Die unteren und die mittleren Volksschichten sind bereits seit Wochen dem Elend und dem Hunger preisgegeben. Hierzu kommt noch die verhängnisvolle Maßregel, daß das Eigentum aller der Grundbesitzer, die aus dem einen oder dem anderen Grunde flüchtig geworden sind, konfisziert worden ist. Sogar die reichen Mineralaktionäre haben durch den Stillstand der Bergwerke einen ganz unermeßlichen Schaden zu erleiden.

Alle diese Dinge, und noch tausend mehr, hatte ich wiederholt Zeit und Gelegenheit auf meinem Marsche von Duiting bis nach Hellbron, wo ich mich jetzt befinde, zu beobachten und Schlüsse aus meinen Beobachtungen zu ziehen. Das hügelige, von zahlreichen Klüften und Bächen durchschnittene Land liegt brach und verlassen da und trotz der südafrikanischen Sonnengluth, die siegreich die letzte Regenperiode bezwungen hat, läuft dem einsamen Wanderer ein unheimliches, banges Frösteln über den Rücken. Hin und wieder nur trifft man einen Vasuto- oder Griquaner, die als Kriegshyänen herrenlos dem Eigentum nachspüren. Mitunter stößt man auch auf einen Gefangenentransport.

In Vanterburg, an der Linie Blumfontein-Pretoria gelegen, hatte ich kürzlich eine überaus günstige Gelegenheit, die Behandlung gefangener Engländer von Seiten der Oranjestaatburen zu beobachten. Vorläufig ist für Verpflegung der Gefangenen eine Summe von 6 Schilling pro Tag ausgesetzt, eine Summe, welche zwar etwas hoch klingt, bei den theuren Lebensmittelpreisen aber etwa nur das zu bedeuten hat, was in Deutschland den Werth von 1 Mark bis 1,25 Mark besitzt. Zu dieser Verpflegung gehört außer dem notwendigen Quantum Brot und Genußfrüchten ein halbes Kilo Pferde- oder Maultierfleisch, das man nach den vornehmsten französischen Kochrezepten zubereiten versucht. Mit der Zeit gewöhnt sich der Wagen auch an diese Delikatessen, was ich aus eigener Erfahrung nur bezeugen kann.

Von den Engländern freilich erzählt man, daß sie die gefangenen Buren unter aller Menschenwürde behandeln, ihnen die ungesundesten Räume als Schlafstätten anbieten und die Fleischnahrung auf 4 Unzen herunterschränken haben. Unterschiede zwischen gemeinen Burenoldaten und Burenoffizieren werden von den Engländern überhaupt seit langem schon nicht mehr gemacht.

Die gefangenen Engländer, mit denen ich verschiedentlich gesprochen habe, sind froh, gefangen zu sein, nicht etwa der Angst vor den Buren halber, was natürlich auch mitspielt, sondern deshalb, weil sie während der südafrikanischen Sonne nicht mehr das schwere Tornister zu tragen brauchen. Solch ein Tornister aber enthält — man lese und staune! — folgendes: 2 Uniformblousen, 2 Paar Reithosen, 3 Paar Schuhe, 1 leichten Anzug, 1 Sweater-Mütze, 1 Helm, Hosenträger, Stiefelwische, 3 Schubhärten, 1 Kleiderbürste, Kamm und Haarbürste, Rasirmesser, Selse, Rasirpinsel, Schwamm, Röhrenseife, 2 Unterhosen, 2 Hemden, 3 Paar Socken, Schlüssel, Messer und Gabel, Taschenmesser, 2 Handtücher, 2 Choleraleibbinden, Knopfbürste, Putzmaterial, Striegel, Pferdebürste ich glaube das genügt! —

Wenn man hier unten überhaupt so halb und halb „verafrikanert und verkokert“ schlägt man immer wieder die Hände über den Kopf zusammen, wenn man von einem frisch aus Europa importirten Kollegen — wie es mir vor drei Tagen ging — hört, daß z. B. in Folge des Transvaalkrieges auch das Zeitungspapier theurer geworden ist. Wenigstens soll dies in England der Fall sein. Wenn man genau hierüber nachdenkt, so findet man ja auch schließlich bald die stichhaltigen Gründe. Was kostet nicht nur eine, oft nur wenige Worte enthaltende Depesche. Von den Rabelflocken und den üblichen Postgebühren will ich ganz absehen, denn diese sind verhältnismäßig recht winzig; dafür aber übersteigen die Botenentlohnungen vom Schlachtfeld bis zur nächsten Telegraphenstation alles bisher Dagewesene. Freilich ist ein solcher Botengang, der mitten durch die feindlichen Kugeln hindurchführt mitunter, und zwar in den meisten Fällen, recht gefährlich. Der Koffer, der sich in der Regel zu diesen Botengängen hergiebt, bekommt für den Gang die kleine Summe von 1200 Mark, um die ihn freilich manch armer deutscher Landbriefträger beneiden könnte. Allein Herr v. Poddieski braucht keine Bange zu haben, daß ihm seine Beamten auskniffen, denn die hiesigen Posten sind — verflucht gefährlich!

Bei dem herrlichen Wetter freilich, das jetzt wieder eingetreten ist, benötigt man diese menschlichen Depeschenträger nicht mehr in so hohem Maße, sondern greift wieder zu dem alten, prächtigen und ungefährlichen Telegraphiemittel, zum Heliographen, dessen Einrichtung ich bereits bei einer früheren Gelegenheit eingehend erörtert habe. Die Buren haben es ja überhaupt nicht nötig zu telegraphiren, denn ihre Siege werden ja durch die englischen, freilich fast immer fast gefärbten, Depeschen in alle Welt hinauskopuliert. Die Engländer haben sich aber nun auch auf die Schlaubeit gelegt und hübsche Mittelchen erfinden, um die Buren zu überlisten. Immerhin dürfen auch die Buren nicht alle Vorsicht aus dem Spiele lassen, denn neuerdings droht ihnen sogar Gefahr von einer Seite, die im gewöhnlichen Leben lieber der Venus als dem Mars huldigt. Wie südafrikanische Zeitungen, die man trotz der allgemeinen Seltenheit von Druckpapier doch gelegentlich einmal unter die Finger bekommt, melden, werden weibliche Spione von den Engländern angeworben. So brachten neulich die „Kap Town News“ ein Bild von einer Mrs. Fraser aus Melbourne, einer Dame mit recht energischem Gesichtsausdruck und scharf geschnittenen Gesichtszügen. Aus ihrem Leben sei nur mitgetheilt, daß sie vor Kurzem infolge einer kleinen Eifersuchtszene ihrem Manne eine Kugel durch den Kopf gejagt hat, jedenfalls die beste Qualifikation für den Beruf einer Spionin, deren Aufgabe es in erster Linie sein soll, den feindlichen Offizieren die Köpfe zu verdrehen und ihnen so ihre Geheimnisse abzulauschen. Ob diese Dame, von der ich noch verrothen darf, daß sie sich rühmt, niemals ein Korsett getragen zu haben, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil es kein für sie giebt, da sie den hübschen Brustumfang von 37 Zoll mißt, wirklich dem alten Ohm Paul den Kopf verdrehen wird, bleibt abzuwarten, bei jüngeren Burenoffizieren wird sie freilich möglicherweise entchieden mehr Glück haben!

Hoffentlich laufen die armen Ritter von der Feder, die zur Zeit als europäische Nomaden den Süden des schwarzen Erdbeils durchschwärmen, nicht Gefahr, in die Rege einer solchen trieglückigen Circe zu laufen. Unserer hat schon genügenden

Respekt vor dem schönen Geschlecht der schwarzen Bevölkerung, die sich augenblicklich gar nicht genug über die Höflichkeit der sonst wahrcheinlich von dieser Seite wenig gefannten Weibern wundern können.

Die Verwendung von Kunstdünger zur Sommerung.

(Fortsetzung.)

Welche Erfolge mit dieser Vordüngung erzielt werden, geht aus den Berichten über nach dieser Richtung hin angestellte Düngungsversuche hervor.

Herr Jacob Keller zu Ernstshofen (Großh. Hessen) erzielte auf lehmigem Kessboden durch eine Düngung mit 600 kg Thomasmehl, 600 kg Kainit und 400 kg Chilisalpeter einen Ertrag von 4060 kg Hafer und 6460 kg Stroh, während der ungedüngt gebliebene Theil des Feldes nur 1900 kg Hafer und 3520 kg Stroh vom ha brachte. Es wurde also ein Mehretrag von 2150 kg Hafer und 2930 kg Stroh gewonnen, so daß nach Abzug von M. 88,— Düngungskosten ein Reingewinn von M. 250,— vom ha verbleibt.

Auf humusarmen, sandigem Lehmboden erntete Herr Bähler zu Autaggershofen (Württemberg) durch eine Düngung mit 500 kg Thomasmehl, 500 kg Kainit und 250 kg Chilisalpeter 2900 kg Hafer und 5250 kg Stroh, während der ungedüngt gebliebenen Theil des Feldes nur 1750 kg Hafer und 3750 kg Stroh. Die Düngung brachte also einen Mehretrag von 1150 kg Hafer und 1500 kg Stroh und nach Abzug der Düngungskosten einen Reingewinn von M. 82,— vom ha.

Herr Rektor Ungemach zu Wörth a. M. stellte 1899 einen Düngungsversuch zu Werthe an. Eine Parzelle erhielt eine leichte Stallmistdüngung, eine zweite Parzelle 600 kg Thomasmehl, 200 kg 40%iges Kalisalz und 1500 kg Chilisalpeter. Von der ersten Parzelle wurden 2200 kg Korn und 2750 kg Stroh von 1 ha geerntet, während die mit Kunstdünger versehene Parzelle 3125 kg Korn und 3875 kg Stroh vom ha ergab. Der Mehretrag beläuft sich auf 925 kg Korn u. 1125 kg Stroh im Werthe von M. 161,25, der Reingewinn nach Abzug der Düngungskosten mit M. 73,30 auf M. 87,95 vom ha.

Sehr interessant sind die Ergebnisse eines sich auf zwei Jahre erstreckenden Düngungsversuches des Herrn Hofmann zu Urnsbagen, welche von der landwirthschaftlichen Centralstelle Sachsen-Weimar mitgetheilt werden. Herr Hofmann baute im Jahre 1897 Widen und Hafer an und erhielt von der ungedüngten Parzelle 1788 kg Korn und 2172 kg Stroh, von der mit 400 kg Kainit, 400 kg Thomasmehl und 196 kg Chilisalpeter gedüngten Parzelle dagegen 2472 kg Korn und 3840 kg Stroh vom ha, mithin ein Mehr von 684 kg Korn und 1668 kg Stroh im Gelbwerthe von M. 123,78. Die Kosten der Düngung betragen M. 60,—, der durch die Düngung erzielte Reingewinn mithin M. 63,78 vom ha. Als Nachfrucht baute Herr Hofmann im Jahre 1898 Kartoffeln, denen er keine Düngung gab und erntete von der im Vorjahre ungedüngt gebliebenen Parzelle 8100 kg Knollen, auf der im Vorjahre mit der oben angegebenen Vordüngung versehenen Parzelle 16,800 kg Knollen vom ha. Die 8400 kg Knollen Mehretrag hatten einen Werth von M. 252,—, welcher als Reingewinn zu betrachten ist und mit dem schon im Vorjahre erzielten Reingewinn eine Summe von M. 325,78 vom ha ausmacht.

Ralf Barnekow.

Eine mecklenburgische Erzählung von K. v. D. S. t. e. n.

(Fortsetzung.)

Draußen hörte sie lebhaftes Bewegung und freudiges Leben. Es wurde Zeit, sich aufzuraffen. Sie würde vermüht werden, man würde kommen, nach ihr fragen, sie zu holen und ihren Rath in Anspruch zu nehmen. Das ganze Dorf war ja in froher Aufregung. Alle die kleinen freundlichen Häuser prangten in frischem Blumenschmuck, vor den Thüren hatten nimmermüde Wesen auch das letzte Stäubchen weggekehrt, und am Eingang des Dorfes rechte sogar eine Ehrenpforte, für deren Herstellung die Gärten geplündert worden waren, ihren blühenden Bogen empor. Dieser Bogen hatte aber gewissermaßen Anlaß zu einem Streite gegeben. Herr Werle, der Richter, hatte behauptet, es müsse sich, den Landesherrn schon hier in feierlicher Position und mit einer Ansprache zu empfangen, aber die übrigen meinten, es werde dem hohen Herrn genehmer sein, nicht noch kurz vor dem Ziel aufgehalten zu werden, und sie stimmten für Empfangsfeierlichkeiten an der Schwelle des festlich decorirten Gasthofes. Der Wehrheit hätte auch der Richter sich fügen müssen, wenn er nicht allzuehr seinen Kopf für sich gehabt hätte. Aber er wollte nicht. Als daher fernes Räderrollen die Ankunft der Erwarteten anzeigte, lief Herr Werle ganz allein der Ehrenpforte zu. Die Dorfstraße war still und leer, denn die gesammte Bevölkerung war vor dem Gasthofe versammelt, um im rechten Augenblick Durrah schreien zu können. Nur wenige aufgeregte Gesichter erschienen hinter den Fenstern, und einige unruhige, aber feste Wägen schrien schon jetzt, als der gewichtige Mann an ihnen vorbeisauzte.

Dem war das gerade recht. War er nicht der erste im Dorfe, ein echter ritterlicher Casar? Und mußte er als solcher nicht etwas vor den andern Allen voraushaben? Welche Auszeichnung, wenn er jetzt, er ganz allein die erste Anrede an den Großherzog richtete! Sicherlich, Se. königl. Hoheit konnte nicht anders, als ihn einladen in seinen Wagen zu steigen. Ein Orden, ein Titel waren sicher. Herr Werle schwirrte der Kopf. Da, da, waren sie! Ralf kam es heran. Herr Werle setzte sich in Positur und öffnete die vor freudiger Erregung bebenden Lippen. Aber — was war das? Der Wagen hielt nicht, schon war der Triumphbogen passiert und immer hoffte Herr Werle noch. Gnädig winkten Se. königl. Hoheit mit der Hand — eine Staubwolke — und verschwunden waren er und seine Begleitung. Einen so schlimmen Weg war der Richter noch nie gegangen, wie diesen Rückweg. Geknickt, vernichtet! Und nun der Spott!

Herr Magnus hatte, als jener ankam, längst eine schwungvolle Anrede gehalten, und dem hohen Herrn, wie seinem jugendlichen Sohne schien diese gar wohl gefallen zu haben, denn er zeigte sich äußerst gut gelaunt und unterhielt sich freundlich mit dem glücklichen Redner über die schöne Gegend und den hübschen Ort. Und Herr Magnus strahlte und legte bei jeder Verneigung die Hand auf sein steif gestärktes Borhemd.

Das Alles mußte der Richter ansehen mit bitterem Groll gegen sein Schicksal. Was ihm gebührt, hatte ein Anderer, der weit unter ihm stand an Rang und Würde, ihm genommen. Er wurde grau im Gesicht vor Aerger. Das konnte unberechenbare Folgen haben! Und obenein schob sich Rannegieser an ihn heran und flüsterte ihm zu: „Hei hadd Sei of woll künnt in Sinen Wagen nehmen, Unkel, Sei jänd so ut de Pust! Dat 's gornich hübsch von unsern Landesherr.“

Das war wirklich unerträglich! Der gute Herr Werle athmete erst wieder auf, als Se. königl. Hoheit hatvollst den Herrn Richter beim Frühstück an seine Seite besaß. Das war Balsam, der alle Wunden heilte. Nun durfte er hoffen, daß

seine Landesherrn noch mehr Herr Mann Kampf ihr Gmunde und noch f murme Schritt hause
Gefühl daß es Freude Sie f einem lebhaft hinstre eine S fangen
ziehen, vergerf noch e er da Bäg: d strahle greßer, über.
Thrän neten
und b
den ju das ih
ja nich
ung ri
der lie schwach
schwach Früher
freudig heller
hinau Alle di
Jahr, meiner geliebte Komme than k nichts
lichen
rufen, würden
Empfin fühlte es that
schöner thnung ihr We zusamm
T wissen mit de Brecher — bin tiges Beerent!
Ei ritz Kur breiten
ihr noch
Ur sie hübe genossen erlabten dabei in unverme
B allein de seine fir Reuberer und S reinigen
Si Kurts B
Ge
sie ängst
zwei, dr
und Scho Erst an Beide d
Hie Geltung, auf Bar welche d lehr, de pfinden